

ster der hübschen Wohnung öffneten sich nicht, wie früher, bei den ersten Strahlen der Morgensonne. Das freundliche Lächeln des Greises vermischte die Ladinhaberinnen am Quai, seine Almosen die Armen, seine Prosamen die Vögel. In der reizenden Villa zu Boulogne, welche für Glücklich erbaute war, weinte man Tag und Nacht. Nach der Verurteilung des Herrn Louis Lebrun hatte Madame Romont beschlossen, Frankreich zu verlassen und jene Stadt zu meiden, wo der Bräutigam ihrer geliebten Tochter seine letzten Stunden in einer dumpfen Gefängniszelle zubrachte, aber Gabriele hatte sie inständig gebeten, zu bleiben. Sie glaubte unerschütterlich an die Unschuld ihres Verlobten und hoffte noch immer, denn sie wusste, daß sein Vater nicht darauf verzichtet habe, den Unglücklichen zu retten, welchen die ganze Welt verlassen hatte. Sie hatte Vertrauen zu dem Greise, den sie in den Tagen des Glücks so heiter und vergnügt gesehen, und der angesichts der Katastrophe sich so gefaßt bezeugt hatte. Sie wollte ihn unterstützen, ihm neuen Muth einflößen, ihm sagen, daß ihr Herz sich nicht geändert, ihre Liebe sich nicht vermindert habe, und daß, wenn ihr Bräutigam wirklich sterben müßte, sie niemals die Gattin eines Andern werden würde. Aber Herr Lebrun war verschwunden und er hatte seit dem unseligen Tage, an welchem das Todesurtheil gegen seinen Sohn gefällt worden war, kein Lebenszeichen von sich gegeben. Sie vermuthete, daß er im Stillen thätig war, aber sie wußte nicht einmal, ob er sich noch in Paris aufhielt. Die Zeitungen hatten berichtet, daß das Gnaden-gesuch des Verurtheilten verworfen worden sei und daß er sich neuerdings um Kassation an den obersten Gerichtshof gewandt habe, wodurch ihm noch eine kurze Lebensfrist in Aussicht stand. Und das arme Mädchen zählte die Tage; jede Stunde, welche verlief, brachte Louis dem furchtbaren Moment näher, wo er zum Tode geführt werden konnte. Würde der Retter zur rechten Zeit kommen?

Man war in der Wohnung des Herrn Tollart weniger tröstlich. Derselbe hatte alle Ursache, sich zu freuen, und seine Umgebung nahm an seiner guten Laune Theil. Seine Haushälterin beschäftigte sich mit eleganten Kostümen, sein Kammerdiener hatte einen neuen Anzug bekommen und seine Zimmer gewonnen einen festlichen Anstrich.

Der Unstern des alten Lebrun war ihm zum Glückstern geworden, und er hoffte im Stillen, daß der Polizeidirector ihn zu dessen Nachfolger erwählen würde.

Die „Pique-Dame“ hatte ihn in den Augen seiner Vorgesetzten in das glänzendste Licht gestellt. Allerdings hatte Herr Tollart, der sich seiner Zeit verpflichtet, den Mörder innerhalb eines Monats dem Gericht zu überliefern, die Entdeckung desselben nicht bewerkstelligt, vielmehr gehörte die Ehre dem Polizisten Vergon. Letzterer hatte sich aber später derart verdächtig gemacht, daß von ihm nicht mehr die Rede sein konnte, ja, er ward sogar, weil er sich nicht als Zeuge vor Gericht gestellt, stechbrieflich verfolgt. Der Polizeidirector schrieb den ganzen Erfolg Tollart zu, welcher sich der Sache mit ungewöhnlicher Umsicht und Energie gewidmet hatte. Man verdankte ihm übrigens eine sehr wichtige Entdeckung.

Er hatte nämlich den Rath erteilt, einen öffentlichen Aufruf ergehen zu lassen, dahin lautend, daß jede Person, welche Documente aufzuweisen hätte, die das Geheimniß, welches die „Pique-Dame“ umgab, möglicherweise enthüllen könnten, aufgefordert sei, solche an das Untersuchungsgericht einzusenden. Diese Publication, welche in England seit vielen Jahren im Gebrauch, aber in Frankreich ungewöhnlich ist, hatte einen überraschenden Erfolg aufzuweisen, denn schon am nächsten Tage lieferte man im Justizgebäude den Brief ein, welchen Louis Lebrun an Mary Fassit geschrieben hatte, dessen Vorhandensein die Richter und die Geschworenen hauptsächlich von der Schuld des Angeklagten überzeugte. Kurz, der ausgezeichnete Geheimpolizist steuerte mit vollen Segeln dem Hafen des Glücks entgegen. Sein Name figurirte übrigens nicht ein einziges Mal in den Prozessakten und er war, da man ihn nicht als Zeugen citirte, im Audienzsaal des Kriminalgerichts bei der Verurteilung des Herrn Louis Lebrun klüglichweise auch nicht zugegen gewesen. Seine zahlreichen Freunde hatten deshalb nicht aufgehört, ihn für einen vollkommenen Gentleman zu halten, dessen einzige Lebensaufgabe darin bestand, sich seines Daseins zu freuen.

Der Salon des Herrn Tollart vereinigte einen glänzenden Cirkel von Lebemännern, reichen Ausländern und Nobedamen.

Unter den letzteren machte sich namentlich eine reizende Erscheinung bemerkbar, die erst vor kurzem nach Paris gekommen war und einen selbst für Paris ungewöhnlichen Luxus entfaltete. Ihre Diener und Dienerinnen waren auf das Glänzendste gekleidet, und ihre Empfangszimmer besuchten Herzöge und Grafen, die sich glücklich schätzten, ihre schöne Hand küssen zu dürfen.

Herr Tollart verkehrte daselbst sehr häufig, und als er eines Abends, kurz nach Louis Lebrun's Verurteilung, sich mit einer ausgewählten Gesellschaft

bei ihr eingefunden hatte, öffneten sich plötzlich die weiten Flügelthüren des Salons und ein reich galonirter Diener kündigte pomphaft an:

„Seine Hoheit, Schir Sahib, Nabob von Bahour.“ Dieser ausländische, unbekannt Mann erreichte Senfation unter den Eingeladenen der Frau Arabella Disney, so nannte sich die Fremde, welche die Chronik des high life wegen ihrer Eleganz und Schönheit mehr als jemals feierte.

Sämmtliche Blicke der Anwesenden richteten sich erwartungsvoll auf den vornehmen Herrn, den man auf eine so prunkvolle Weise ankündigte und die höchste Neugierde prägte sich in den Mienen der Anwesenden aus. Die Damen unterbrachen für einen Augenblick ihre Unterhaltung und das Hazardspiel ward ebenfalls unterbrochen, — allerdings nur für kurze Zeit. Hauptsächlich war es Tollart, welcher mit allen Zeichen der gespanntesten Erwartung auf dem Gesichte dem Eintreten des vornehmen Fremden entgegenfab.

Der Eingetretene war ein Mann von majestätischer Gestalt, dessen Kleidung nach indischer Sitte in Seide, Gold und Diamanten prangte. Sein Gewand, sein schneeweißer, langer Bart, sein gebräunter Teint und seine blühenden Augen sicherten dem Nabob sogleich das Wohlwollen und die Sympathie der eleganten Damen. Die Männer fanden, daß er eine vornehme Miene hätte und sich gewählt und ungezwungen zu benehmen verstände. Die Hausherrin empfing ihn mit ausgezeichnete Höflichkeit und dankte ihm für die Annahme ihrer Einladung, die sie an ihn gerichtet hätte, ohne daß sie die Ehre gehabt, ihn zu kennen.

Arabella Disney machte eine Specialität daraus, ausländischen, vornehmen Persönlichkeiten, die nach Paris kamen, um sich zu zerstreuen, ihr Haus zu öffnen. Sie stand mit sämmtlichen Hotelbesitzern in Verbindung und es gelangte kein asiatischer Prinz oder überseischer Millionair nach Paris, an den sie nicht ein zierliches Billet absandte, sie mit seiner Gegenwart zu beehren. Kaum war sie daher unterrichtet worden, daß der unermesslich reiche Nabob von Bahour die französische Hauptstadt mit seinem Besuche beehrt habe, als sie sich beeilte, ihn einzuladen, und, als er ihre Einladung angenommen, ihre Freunde und Freundinnen zu benachrichtigen, daß Seine Hoheit am Donnerstag ihrem Empfangsabend beizuwohnen werde. Man hatte dem indischen Fürsten bereits im Gerichtssaale die höchste Beachtung geschenkt, und seine Gegenwart bewirkte daher eine solche Anziehungskraft, daß die weiten Räume, welche Arabella im Boulevard Hausmann bewohnte, kaum die herbeiströmenden Gäste aufnehmen konnte.

Die vornehme Engländerin hatte sich erst vor vier Monaten auf den Champs-Élysées bei Jagdpartien und in den modernen Theatern gezeigt. Sie war direct aus London gekommen, und da sie prächtige Equipagen und glänzende Toiletten hatte, fand sich Niemand veranlaßt, nach ihrer Herkunft zu forschen. Es verbreitete sich übrigens sehr bald das Gerücht, daß sie sich wegen einer Scandalcene von ihrem Gemahl, einem reichen und hochangesehenen englischen Lord, momentan getrennt habe, und daß ihr Aufenthalt in Frankreich überhaupt nur von kurzer Dauer sein werde. Herr Tollart, welcher sie jenseits des Canals hatte kennen gelernt, ließ es sich ganz besonders angelegen sein, dieses Gerücht zu verbreiten, um der schönen Lady Disney die Thüren einer Welt zu öffnen, in welcher er sich bewegte. Er gehörte nicht zu den Letzten, die sich dem reichen Fremden näherten, welcher so eben eingetreten war und der Königin dieses liebenswürdigen Kreises seine Huldrigung darbrachte. Er rebete ihn in englischer Sprache an, da er dachte, daß diese Sprache jenem geläufiger sei, als die französische. Der Nabob antwortete zwar in dem nämlichen Dialect, aber mit einem Accent, welcher nicht englisch klang.

„Da ich der englischen Sprache nicht so mächtig bin, wie Sie, bitte ich Sie, künftig das französische Idiom zur Conversation erwählen zu wollen. Ich bin nicht in den Provinzen geboren, welche England in Ostindien besitzt, sondern in Pondichery, und ich habe mich aus Patriotismus nie dazu entschließen können, die englische Sprache perfect zu erlernen,“ sagte der Indier.

„Dieses patriotische Gefühl macht Ew. Hoheit Ehre,“ antwortete Herr Tollart, der überrascht schien.

„Und ich darf mich glücklich schätzen,“ äußerte Lady Arabella, „daß Ew. Hoheit mich nicht allzu streng beurtheilen, denn ich bin Engländerin mit Leib und Seele.“

„O,“ antwortete der Nabob heiter, „ich treibe meinen Patriotismus nicht so weit, die Schönen unseres Landes zu beleidigen, zumal wenn sie, wie Sie, Mylady, Königinnen der Schönheit sind.“

Dieses Kompliment, welches er ihr in's Gesicht sagte, ward sehr beifällig aufgenommen und es konnte überdies für aufrichtig gelten, weil Lady Disney noch sehr schön war, obgleich sie die Grenzen der ersten Jugend bereits überschritten hatte. Sie besaß hochblondes Haar, eine blendend weiße Haut, schwellende Lippen und blaue, glänzende Augen. Dieses herr-

liche Ensemble ward ein wenig durch ihre Physiognomie beeinträchtigt, die keinen freien Blick kennzeichnete. Arabella schenkte Denjenigen, welche mit ihr ein Gespräch anknüpften, ein bezauberndes Lächeln, sah aber Niemandem offen in's Gesicht.

Sie lächelte den Nabob an und bereitete gerade eine graziose Erwiderung vor, als man zwei Attachés der kaiserlich brasilianischen Gesandtschaft ankündigte. Diese transatlantischen Diplomaten zählten zu ihren intimsten Freunden, weshalb sie sich, um sie gebührend zu empfangen, eher von dem indischen Fürsten entfernen mußte, als sie es gewünscht hatte.

„Herr Tollart, den ich die Ehre habe, Ihnen vorzustellen, wird entzückt sein, sich Ihnen zur Verfügung zu stellen,“ sagte Arabella anmuthig und verneigte sich.

„Welch' eine hinreißende Frau!“ rief der Nabob aus. „Kennen Sie die Dame näher mein Herr?“

„Näher ist eben nicht das zutreffende Wort,“ antwortete Tollart artig. „Lady Disney ist sehr gastfrei und ihr Haus gestaltet sich zu einem der angenehmsten in Paris. Ich bin hier ein häufiger Gast, weil man sich unterhält, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß wir uns in diesen Räumen häufiger begegnen werden, da ich vermuthete, daß Sie eine Vergnügungsreise unternommen haben.“

„Meine Reise theilt sich in eine Vergnügungs- und eine Geschäftsreise,“ versetzte der Nabob. „Uebrigens liebe ich es sehr, die Sitten und Gebräuche der Länder, welche ich besuche, zu studiren. Obschon Bürger einer französischen Kolonie, habe ich Frankreich doch nie gesehen. Seitdem ich hier bin, interessirt mich Alles, von den gesellschaftlichen Formen an, welche ich heute Abend vertreten finde, bis zu der Art, wie man in Frankreich Gerechtigkeit übt. Mit wahrer Leidenschaft habe ich die Debatten des Prozesses gegen den Mörder der „Pique-Dame“ verfolgt. Aber sagen Sie mir, mein Herr, wie denken Sie über den jungen Mann? Halten Sie ihn des angeklagten Verbrechens schuldig?“

„Ich glaube es,“ entgegnete der Gefragte ausweichend.

„Mich dünkt, es waren einige dunkle Punkte in dem Prozesse, welche die Richter nicht aufgeklärt haben.“

„Was mich betrifft,“ erwiderte Tollart, „muß ich Ew. Hoheit gestehen, daß ich mich um den Prozeß wenig gekümmert habe. Jedoch entsinne ich mich, von einem Briefe gehört zu haben, den der Verurtheilte an die Ermordete gerichtet haben soll.“

„Und welcher ihn schwer compromittirt. Es ist wahr. Ich bitte Sie jedoch um Verzeihung, mein Herr, einen so ernsten Gegenstand zur Unterhaltung gewählt zu haben. Und da Sie Frau Disney, währenddessen sie in ihrem Salon die Honneurs macht, vertreten wollen, wage ich es, Sie zu bitten, mich in die Gesellschaft, die für mich ebenso fremd wie neu ist, einzuführen. Ich bin allerdings wegen meines vorgerückten Alters wohl nicht an dem rechten Plage, aber ich verhehle es Ihnen nicht, daß es mir großes Vergnügen bereitet.“

„Wenn man reich ist und obendrein einen so hohen Rang bekleidet, wie Sie, Hoheit,“ antwortete Tollart mit verbindlichem Lächeln, „ist man in Paris immer jung. Das ist die Ansicht sämmtlicher Damen, welche jeden Donnerstag sich hier vereinigen, und da Sie mir gestattet haben, Sie Ihnen vorzustellen —“

„O, mit Vergnügen. Bevor ich indeß von Ihrem zuvorkommenden Anerbieten Gebrauch machen darf, ist es nöthig, ein wenig von meiner eigenen Person zu sprechen, da Sie mich sonst wegen der Ursachen, die mich antreiben, das Pariser Leben etwas mehr zu genießen, als es einem Greise zusteht, mißverstehen könnten. Ich bin der letzte meines Stammes, da ich das Unglück hatte, vor kurzem einen Sohn, den ich zärtlich liebte, zu verlieren.“

Herr Tollart gab seine Sympathie zu erkennen. Der Nabob fuhr fort:

„In Indien besitze ich ein großes Vermögen, das an den Staat zurückfällt, wenn ich nicht darüber verfügt haben werde, und ich möchte dieses den Nachkommen eines Mannes zuwenden, welcher vor vielen Jahren meinem Vater das Leben gerettet hat. Leider kenne ich die Nachkommenschaft nicht, und eben, um diese zu entdecken, bin ich nach Europa gekommen.“

„Ich würde mich glücklich schätzen, Hoheit, Ihnen dienen zu können,“ nahm Tollart lebhaft das Wort, indem er bereits eine günstige Gelegenheit witterte, durch Ausbeutung seines Talents als Spion eine große Summe Geldes zu gewinnen.

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ erwiderte der Indier, „und ich bin überzeugt, daß Sie bei Ihren zahlreichen Bekanntschaften mir kostbare Aufklärungen werden verschaffen können. Der Freund meines Vaters war Offizier in der englischen Armee. Er hieß O'Sullivan.“

(Fortsetzung folgt.)